

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

72.

Sonnabend, am 16. December 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die Eiche.

Diese Eiche, die mit breiter
Schattendecke dich umfängt,
Hat ein Wiedermann in weiter,
Frommer Zeit hier eingesenkt.
Niemand nennet seinen Namen,
Längst vermodert ist die Hand,
Die dem Boden gab den Samen
Und den zarten Sproß umwand. —
Mit behaglichen Gefühlen
Siehst, ein später Enkel, du
Deiner Kinder frohen Spielen
Unterm Laubgewölbe zu.

Säume nicht, mit frommen Sorgen
Zu bestellen deine Saat;
In der Zeiten Schooß geborgen
Keimt und reift die gute That.
Frage nicht nach ihrem Lohne,
Rechne nicht mit Ungebuld;
Deines Baumes Riesenkrone
Tilgt der Nachwelt deine Schuld.
Wenn dein Name längst verloren,
Uebst du erst dein schönstes Recht:
Du beglückst ein nachgeboren
Dankbar frohliches Geschlecht!

W. von Merkel.

Berlioz in Deutschland.

Von

W. J. S. E.

Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres, wie auf Sturmesfittigen dahingetragen, die Kunde durch die Journale flog, Berlioz, der geistreiche und sarkastisch-musikalische Kritiker des Journal des Débats, beabsichtige eine Reise nach Deutschland, um seine Compositionen dort zu Gehör zu bringen und ihnen die Anerkennung zu verschaffen, deren er sie würdig hielt, die ihnen aber in Paris nur in sehr getheiltem Maße zu Theil geworden: da erregte jene Kunde das lebhafteste Interesse aller deutschen Künstler und Kunstfreunde. Sind wir Deutsche doch ein sehr bescheidenes, gutmüthiges Volk, das vor aller Anerkennung fremden Wesens und Wirkens, vor aller Gerechtigkeit gegen auswärtige Bestrebungen selten Zeit hat zu Anerkennung und Würdigung der eignen Talente; sind wir doch überdies ein höchst dankbares Volk, und man hatte es dem französischen Kritiker und Componisten nicht vergessen, daß er wesentlich dazu

beigetragen, deutsche Musik, namentlich Beethoven's und E. M. v. Weber's, in Paris wenn nicht heimisch zu machen, so doch den Sinn dafür anzuregen, die Ausführung derselben zur Mode des Tages zu erheben, und es dahin zu bringen, daß sie in dem leichten, sinnlich-üppigen Paris wenigstens goutirt wurde. Das Interesse ward aber noch gesteigert durch die mancherlei Widersprüche, welche in den Urtheilen über seine musikalische Richtung in productiver Hinsicht sich geltend gemacht hatten. Denn während die Einen ihn mit dem Lorbeerfranze der Genialität schmücken zu müssen wähnten, während selbst Paganini ihn „den zweiten Beethoven“ genannt: setzten die Anderen seine Leistungen noch unter das Niveau der Mittelmäßigkeit herab, und meinten, nichts davon als Musik im wahren Sinne des Wortes mehr gelten lassen zu dürfen. Außer seinen Duvertüren zu „König Lear“ und den „Behmrichtern“ kannte man in Deutschland keine seiner Compositionen, und selbst diese waren nur an wenigen Orten, vereinzelte Bilder, einem kleinen Publikum vorgeführt worden. So war kaum mehr von ihm zu sagen, als daß er der neufranzösischen, romantischen Schule angehöre, daß er ein Product derselben sei, daß sie in ihm ihren Culminationspunkt erreicht habe; und die Spannung war begreiflich, mit welcher man allgemein seinem Auftreten entgegenseh. — Er erschien! Aber nicht wie die leuchtende Sonne, die mit ihren belebenden, erwärmenden Strahlen alle Wesen durchglüht, erhebt, erregt und zum Blühen und Reifen kräftigt; nicht wie der sanfte Mond, der mit seinem geisterhaften, zauberischen Lichte in weicher Sehnsucht, in schwärmerischer Träumerei uns gefangen hält; nicht wie ein freundliches Sternbild, dessen sanfter Schimmer dem irrenden Wanderer, dem Schiffer auf pfadlosem Ocean als stiller, aber sicherer Bote die Richtung andeutet, welche er zu nehmen hat, will er anders den gewünschten Port erreichen: sondern wie ein glänzendes Meteor, das am düster umwölkten, nächtlichen Himmel seine feurige Bahn in rasender Schnelle dahinzieht, glühende Funken nach allen Seiten versprühend, und — ein interessantes Schauspiel dem ruhigen Beobachter, dem Wahnglauben ein Vorbote schreckender Ereignisse — nach kurzem Laufe, mit hohlem, donnerähnlichem Getöse zerstäubend, in die düstre Nacht versinkt und dem geblendeten

Auge des Beschauers nichts als einen dumpfen Schmerz zurückläßt! —

So Hector Berlioz als Componist. Wir haben seine größeren Compositionen gehört, gehört in Dresden und Berlin, wo die eminentesten Kräfte, die vorzüglichsten Mittel ihm zu Gebote standen, wo der beste Wille der Ausübenden ihm, eigener Anerkennung nach, fast Unglaubliches in der Ausführung leistete; wir haben sorgsam und ohne Vorurtheil das Für und Wider abgewogen: Berlioz ist kein Genie! Er ist kein Gluck, kein Beethoven, kein Weber, obwohl er den Erstern seinen Gott, den Zweiten seinen Vater, den Letztern seinen Freund nannte; er ist nicht einmal ihr würdigster Nachfolger, obwohl er von ihnen Allen trotz seiner vielgepriesenen Originalität, — von Gluck das Ernste, Majestätische — von Beethoven das Düstere, Phantastische — von Weber das Romantische — entlehnt und diese Elemente in wunderlichster Mischung, wie die Ingredienzien des Zauberessels in Macbeths Hexenküche, vereint, und dadurch seine Musik auf die höchste Spitze getrieben hat, von wo ein einziger Schritt in den bodenlosen Abgrund hinabstürzt, auf jene schwindelnde Höhe, wo die Kunstschönheit ein Ende hat: Berlioz' Musik ist keine Musik mehr! Dem Genie müssen wir das Recht zugestehen, von den irgendwie hemmenden und beengenden Fesseln des Gewohnten und Herkömmlichen, das doch namentlich in der Musik seinen gar tiefen Sinn hat, sich zu emancipiren: „Der Meister kann die Form zerbrechen mit weiser Hand, zu rechter Zeit; doch wehe, wenn in Flammenbächen das glüh'nde Erz sich selbst befreit!“ Dieser hohe Meister nun ist Berlioz nicht, und deshalb trifft auch des Dichters Wehe mit Recht sein Streben, denn die Kunst darf nimmer zur Dienerin des Egoismus, der Eitelkeit erniedrigt werden. Wer also sie selber herabsetzt, dem erschließt sich nicht die goldene Pforte ihres Heiligthums, der bleibt draußen in den Vorhöfen, vermag nicht die geweihten Stufen ihres Altars zu betreten, noch weniger Anderen ein Leiter und Führer zu demselben zu sein; er kann vielleicht Verdienstliches leisten, Geniales nie; denn Herz und Gemüth, wo die Selbstsucht in ihnen wohnt, sind nicht rein, nicht geheiligt genug, um den keuschen Kuß der Muse zu empfangen; sind nicht bereit, Alles aufzugeben —

auch das eigne Ich, und das ist das Schwerste! — und nur die, die ihr ganz und ungetheilt angehören, lohnt sie überschwenglich aus dem unerschöpflichen Füllhorn ihrer Gaben, nur ihnen schmückt sie die Schläfe mit dem unverwelklichen Kranze ächten, nimmer erbleichenden Künstler Ruhmes!

Das wahre Genie objectivirt sich stets in seinen Schöpfungen; deshalb könnte man wohl die Richtung unserer Zeit, als eine vorherrschend subjective in spiritueller und materieller Beziehung, eine dem Genie ungünstige nennen, und daher vielleicht der Mangel an denselben, obwohl es, wollten wir den Lobposaunen der Journale glauben, in jedem Winkel unseres lieben Vaterlandes wenigstens von musikalischen Genie's wimmeln müßte! Das Genie erfäßt jede seiner Leistungen in ihrer Totalität; seine Producte tragen allezeit den unauslöschlichen Stempel der Unmittelbarkeit, das scharfe Gepräge ihrer innern Nothwendigkeit an sich: die Flamme, welche ein Gott im Busen angefacht, kann nicht ausgelöscht werden, sie leuchtet und wärmt mit mildem Strahle, unbekümmert um das niedere Treiben da draußen, unbekümmert um den Erfolg, um das Urtheil der Welt — sie muß es, ein unwiderstehlicher Drang treibt und zwingt sie, und diese Unmittelbarkeit, diese innere Nothwendigkeit erkennt Jeder, der mit unbefangnem Sinn an den Genuß genialer Werke geht; er fühlt es lebendig, hier spricht der Geist, vielleicht in fremden Zungen, dennoch deutlich und vernehmlich dem Geiste, der in jedes fühlenden menschlichen Herzens verborgenen Tiefen ruht. Das aber ist nicht „der Herren eigener Geist!“ Denn eben weil das Genie allezeit ein objectives ist, kümmert es sich weder um den leidigen allgemeinen Welt Schmerz, diese Siegwartsperiode des jungen Deutschlands, noch um den subjectiven des durch die kleinen Leiden des menschlichen Lebens vielleicht darnieder gebeugten und zerrissenen eignen Herzens: es steht hoch über diesen kleinlichen Gegensätzen, es ist göttlicher Natur; es ist die höchste, reinste Liebe, die sich selber vergißt, sich selber aufopfernd hingiebt, um den Geliebten — und das Genie umfaßt die ganze Welt! — zu dienen, sie mit dem eignen Herzblute zu nähren, zu kräftigen, zu erheben! —

Berlioz ist, ein Product seiner Zeit, rein sub-

jectiv; was ihn bewegt, ihn erfreut, ihn das Herz zerfleischt mit tausend unnennbaren Qualen, sein düsteres, tragisches Schicksal — nicht weltbewegende Gedanken und Gefühle — bringt er durch seine Tonmassen zu musikalischer Anschauung. Hört seine „phantastische Symphonie“ — eingestandenermaßen ein musikalisches Bild seiner tragischen Liebe zu Miss Smithson — oder seinen „Herold“, seine Duvertüren, selbst sein ungeheuerliches Requiem: und überall zieht sich, wie der Faden der Ariadne, jenes Alles überwältigende, alles Andere absorbirende Gefühl der öden Leere, der subjectiven Unbefriedigtheit, der innern Zerrissenheit des Componisten hindurch; überall begegnen uns jene phantastischen, wunderlichen, barocken Bilder der Opium-Träume, die neben den sinnlich-liebllichsten Erscheinungen urplötzlich, wie durch dämonische Gewalt hervorgezaubert, die scheußlichsten Larven uns schauen, neben dem süßen Gesange der Houri und dem Flöten des Vielbül, den grellen, Ohr und Herz zerreißen den Schrei der bittersten Verzweiflung ertönen lassen. Jede seiner Compositionen ist das Resultat einer poetischen Anregung, ist die äußerliche musikalische Darstellung eines Gedankens, aber auch eben nichts mehr. Geistreiche Combinationen, pikante, interessante Wendungen, bisher ungekannte, großartige Effecte in der Benützung der Orchestermittel, finden sich überall: Berlioz will componiren, er will eben so und nicht anders componiren; er betrachtet das Alles verständig, er führt es uns mit stetigem Festhalten eines Grundgedankens fast bis zur Monotonie; er sucht die barocksten Modulationen, verwendet die ungeheuersten Tonmassen in seltsamster Verschlingung, erschrickt vor jeder wahren Melodie — sie könnte ja an die tiefverhaßte italienische Opernmusik erinnern! Er faßt mit gewaltiger Riesenfaust den Zuhörer und will ihn mit sich, ohne Ruhe, ohne Raft — er hat sie selbst nicht, d'rum mißgönnt er sie Anderen — in den tiefen Abgrund reißen, ihn durch alle Stationen der Hölle mit sich führen: ihm liegt die höchste Wollust in diesem Schwelgen in den grausigsten, dämonischen Erschütterungen des Nervensystems, auch Andere sollen diesen Geschmack mit ihm theilen. Aber eben daß er will, daß er sucht, daß er macht und daß man das Alles fühlt und erkennt —

verstimmt den Hörer, raubt ihm den sonst vielleicht noch möglichen Genuß, und beweist: Berlioz ist ein geistreicher, poetischer Anregung leicht zugänglicher, formell sehr tüchtig gebildeter Musiker, aber er ist — kein Genie! —

Doch er ist Kritiker! das „Journal des Débats“, die „Gazette musicale“ geben Zeugniß davon; er hat auch nach seiner musikalischen Entdeckungsreise — sucht er doch überall in Deutschland Leute, die Französisch verstehen, denn er hat sich natürlich nicht die Mühe gegeben, Deutsch zu lernen; sucht er doch überall Harfen, Ophikliden, Ventil- und englische Hörner und verschiedene Paukenschlägel! — auch nach dieser musikalischen Entdeckungsreise hat er seine kritische Feder nicht weggeworfen, das beweisen die neun Briefe, welche er über seine Erlebnisse in Deutschland zur Verherrlichung seines Namens geschrieben — Briefe, die als Privatschreiben hingehen möchten, wenn ihre Form etwas mehr als eine fingierte wäre, die aber als reine Kritiken, bei ihrer Abfassung sofort für die Öffentlichkeit bestimmt und wahrscheinlich erst gedruckt in die Hände der angeblichen Empfänger gelangt, sorgfältige Beachtung, ernste und entschiedene Rüge um so mehr verdienen, da Berlioz' Name als Kritiker doch noch bisher eine Autorität war, und schon das deutsche Nationalgefühl verbietet, oberflächliche, gehässige, im höchsten Grade partiische Urtheile einer leichtfertig geschwätzigen, französischen Feder über anerkannte musikalische Institute und Individuen unseres Vaterlandes in ihrer göttlichen Unverschämtheit ohne irgend welche Entgegnung einen „Weltgang“ machen zu lassen. Berlioz hat in Deutschland als Componist die mit starker Dosis ächt französischen Selbstvertrauens sicher erwarteten Lorbeeren nicht errungen, wenn man ihn auch in Braunschweig, wie er selbstgefällig ziemlich breit erzählt (S. 102)*, nach Beendigung seines Concerts mit Blumen überschüttete; auch seinen Ruf als Kritiker hat er durch diese Briefe muthwillig selbst untergraben. Denn wer, um geistreich oder witzig und originell zu erscheinen, unwahr wird; wer gänzlich unmotivirte, arrogant absprechende Urtheile über Leistungen

*) Wir citiren zur Bequemlichkeit der Leser nach der Uebersetzung bei Friedlein u. Hirsch in Leipzig erschienenen Uebersetzung der Berliozschen Reisebriefe.

eines Volkes oder seiner Individuen abzugeben wagt, dessen Sprache er nicht im Geringsten versteht; wer mit wahrhaft kindischer Eitelkeit sein liebes Ich überall zur Schau trägt und fast nur die Leute lobt, die ihn zuerst gelobt oder mit wahrhaft deutscher, unermüdlicher Gefälligkeit für seinen erträumten Ruhm sich fast aufgeopfert haben; wer bei schroffster Subjectivität eine überraschende, ja verletzende Keckheit des Urtheils, leidenschaftlichste Aufregung ohne alle ruhige Besonnenheit an den Tag legt; in wessen Kritik überhaupt das Element der Negation so überwiegend sich geltend macht, wie in Berlioz — der darf ohne Zweifel den Namen eines Kritikers sich nicht anmaßen. In Frankreich mag ein geistreicher, pikanter Styl, Scharfsinn und Witz auf Kosten der Beurtheilten, mag Ironie oder Sarkasmus, selbst bis zur schonungslosesten Verletzung der Opfer hin, als Kritik genügen: in Deutschland ist das, — und wir preisen uns glücklich deshalb — so sehr auch hier leider die Kritik im Argen liegt, noch nicht der Fall, und Berlioz' Briefe können selbst bei den von ihm gelobten Personen nur Bedauern oder Entrüstung erwecken.

Wir verkennen es nicht: die Vorwürfe, welche wir dem kritischen Briefsteller machen, sind gewichtig, aber er selbst macht es uns leicht, sie zu beweisen, jede Seite fast bietet Belege in Menge für unser Urtheil dar. Doch wäre es zu ermüdend, mit diplomatischer Genauigkeit sie alle aufzuzählen; begnügen wir uns daher mit dem Hauptsächlichsten. Sein liebes Ich und Alles, was darauf im Entferntesten Bezug hat, hebt er überall hervor, so daß er auch die geringfügigsten lobenden Floskeln, die man ihm spendete, wörtlich — ob treu, ist eine Frage! — anzuführen nie vergißt, seien nun die Lobredner schlichte Musiker, seien sie Gelehrte, oder hoch- und höchstgestellte Personen (S. 9, 30, 36, 53, 56, 70, 102, 151, 161 u. s. w.), die er dann dafür als vortreffliche Musikkenner, als höchst liebenswürdige Leute der Welt empfiehlt; ja selbst ein abfälliges Urtheil (S. 107) führt er gern an, weil es ihm Gelegenheit bietet, indirect sich selber als den Schöpfer einer neuen Periode der Tonkunst darzustellen. Einmal (S. 103) scheint er die Erbärmlichkeit und Unwürdigkeit dieser Selbstlobhudelei zu fühlen; nichtsdestoweniger trö-

stet er sich leicht darüber und fährt mit feckem Uebermuthe in derselben Weise fort, ohne sich weiter irren zu lassen, ohne zu bedenken, daß diese Manier dem Leser doch endlich widerlich und ekelhaft werden müsse. Ueber Pischel in Frankfurt, Dr. Schilling in Stuttgart drückt B. sein Bedauern deshalb aus, weil sie nicht Französisch verstehen (S. 13. 20.), und vergißt dabei durchaus, daß er damit sich selber den Stab bricht, da es jedenfalls verzeihlicher ist, wenn der Deutsche im Vaterlande nicht Französisch, als wenn der Franzose, der in eignen Angelegenheiten nach Deutschland kommt und rücksichtlich deutscher Zustände und Leistungen den Kritiker spielen will, nicht eine Sylbe Deutsch versteht! Die Schilderung der Persönlichkeiten, fast immer nach Maßgabe des größern oder geringern Eifers, den sie ihm bewiesen, modificirt, also rein subjectiv und von blindem Vorurtheil eingegeben, wird, um pikant zu sein, oft höchst verlegend; man vergleiche, was B. über Schott in Mainz, der kein Concert für ihn arrangiren wollte, über Guhr in Frankfurt und sein Fluchen über Schilling, dessen Benehmen sich allerdings schwerlich ganz rechtfertigen läßt, über Pögnier in Leipzig, Fr. Tazédé in Hamburg, Fr. Wüß in Dresden u. A. m. sagt (S. 8, 9, 31, 69, 76, 82, 105), die die Mitwirkung in seinen Concerten ablehnten, mit dem, was er über Alle die in der höchsten Emphase des Lobes beibringt, welche sich zu seiner Verfügung stellten, oder doch ihm den Hof machten, z. B. Zinkeisen, Leibrock, Grlepenkerl in Braunschweig, Mad. Schubert, Tichatschek, Wächter, Lipinski in Dresden, Fr. Marx, Bötticher, Ries, Ganz in Berlin, Lachner in Mannheim u. s. w., und es hat keine Schwierigkeit, die rein persönliche Motive seines Urtheils — unverzeihlich für den Kritiker — zu erkennen. Deshalb glauben wir auch nicht nöthig zu haben, hier für oder gegen jene Künstler in die Schranken zu treten: solche Urtheile richten sich selbst und B. hat den vergifteten Pfeil seines bitteren Spottes, seines heißenden Sarkasmus hier unbewußt gegen die eigne Brust gewendet. Seine Logik ist oft höchst naiv, seine Unkenntniß musikalischer Zustände, über die er doch als gelehrter Kritiker schreiben will, häufig wahrhaft ergötzlich, seine Indiscretion grenzt nicht selten an die voll-

endetste Unverschämtheit, und er kokettirt damit, um durch irgend einen saden Witz die Lachlust des leichten Pariser Publikums zu erregen. Daß der Graf Redern in Berlin (S. 152), den B. einen vollendeten Pianospüler und Musiker zu nennen beliebt, Schuberts „Erlkönig“ in einem Hofconcerte accompagnirte, ist „ein Beweis für die außerordentliche Verbreitung musikalischer Kenntnisse in Preußen!“ Die Compositionen des Grafen Westmoreland stellen ihn an die Spitze aller Componisten aus Liebhaberei in Europa — vermuthlich weil er Gesandter und Graf ist? (S. 150) Denn als ehrlicher Kritiker, als Kenner der Musikgeschichte konnte B., ohne einer perfiden Schmeichelei sich schuldig zu machen, das nicht sagen. Das Gewandhaus-Concert in Leipzig soll eine Singakademie besitzen, in welcher auch Künstler vom Theater sind; Mendelssohn-Bartholdy's „Walpurgisnacht“ hält er für das Vollendetste, was dieser Künstler bisher geschrieben; von Reiffiger kennt er angeblich nichts als einen hübschen Walzer (S. 60, 67, 78), während er Wagner einen Geistesverwandten in musikalischer Rücksicht, als Componisten des „Rienzi“ und „fliegenden Holländers“, auf das Höchste erhebt, einen Abriß seiner Lebensgeschichte giebt und ihn gewissermaßen als den Heros der jetztlebenden deutschen Componisten hinstellt. Nun, wir werden ja sehen! Daß E. M. v. Webers Familie in Dresden lebe, weiß der „Freund“ Webers nicht, fragt auch nicht danach, macht es indeß später (S. 87) den Musikern Dresdens zum Vorwurfe, daß sie ihm nichts davon gesagt. Doch es ist widerlich, noch länger bei allen diesen wahrhaft kindischen Expectorationen zu verweilen, deshalb unterlassen wir die weitere Anführung derselben und rügen nur noch auf das Schärfste die Frechheit, welche in der Veröffentlichung und der entweder geradehin absurden oder hämischen Beantwortung der über Leipziger Musikzustände von St. Heller in Paris an B. gestellten Fragen sich offenbart (S. 71). Der Fragesteller hatte sie in vertraulichem Briefe nicht für die Deffentlichkeit bestimmt; mochte B. confidencieell sie beantworten, wie er wollte und konnte, aber sie dem Drucke zu übergeben als Dankeszeichen für die grenzenlose Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, mit der man ihn in Leipzig, wie überall in Deutschland

aufgenommen: das ist ein Zeugniß für die perfide Natur dieses leichtfertigen Franzosen, der Alles um und neben sich verachtend, kriecht, heuchelt und schmeichelt, so lange er Dienste erwartet, die ihm geleisteten aber mit Fußtritten lohnt; der, Ludwig XIV. parodirend, sich täglich und stündlich wiederholen möchte: *La musique, c'est moi!* — dem nichts, auch das Gastrecht nicht, heilig ist, sobald er seine egoistischen Zwecke erreicht hat, und der durch solch Benehmen die Achtung jedes Ehrenmannes, in Deutschland wenigstens, für immer verscherzt hat. Als Triumphe seines Genius stellt er — und das ist verzeihlich! — die Aufnahme seiner Concerte in Deutschland dar; aber wir meinen, er könnte mit jenem Feldherrn sprechen: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren.“ Vielleicht ist er's schon jetzt: ist ihm doch hier in unserm Vaterlande, durch seine Schuld, die Krone des Künstlers, des Kritikers, des Biedermannes vom Haupte gefallen! Was bleibt ihm noch übrig? — Betrachten wir endlich noch das (S. 129 ff.) über die Leistungen der Mad. Schröder-Devrient als Valentine, und ihre dramatisch-musikalische Befähigung im Allgemeinen, angeblich ohne jegliches persönliche Interesse und ohne Vorurtheil abgegebene Urtheil: so fühlen wir uns wirklich um die rechte Bezeichnung solcher Art von Kritik in Verlegenheit. Der Raum verbietet uns eine specielle Widerlegung der hier von B. unter dem Scheine gründlichen Eingehens gehäuften Absurditäten; auch wollen wir gern zugestehen, daß die Stimme der Künstlerin vor zehn Jahren schöner gewesen, daß man über die Auffassung einzelner Momente ihrer Darstellungen von anderem Gesichtspunkte aus verschiedener Meinung sein könne, daß sie bisweilen von höchster Leidenschaftlichkeit entflammt, bis auf die höchste Spitze des dramatischen Ausdrucks sich fortreißen lasse, wohin Niemand imitatorisch ihr folgen darf, weil nur das Genie ohne Verletzung der Schönheit dergleichen wagen kann: nichtsdestoweniger und nicht nur weil die Enthusiasten so sprechen, sondern auf Grund der Urprincipien aller dramatischen Kunst, die aber der Kritiker B. noch nie beachtet hat, steht fest, daß Deutschland, ja Europa vielleicht noch keine dramatische Sängerin besessen hat und besitzt, welche mit der gefeierten Künstlerin in

Rebe in die Schranken zu treten wagen dürfte; und es ist geradehin absurd, wenn der Kritiker eine ganz junge Sängerin, Fräulein Capitain in Frankfurt, weit über die S. erhebt (S. 12). Er zeigt dadurch, daß er jeglichen kritischen Urtheils baar, daß ihm die Geißel der Kritik, die er oft so schonungslos schwingt, nur zur Befriedigung seiner Eigenliebe, zur Begründung eines Despotismus in der Kunst, zur Verbreitung seiner vorgefaßten Meinungen dienen soll; und dadurch verliert natürlich sein gesamtes Urtheil, selbst wo es gerecht und wahr ist, alles Gewicht. Wer im Stande ist, eine Schröder-Devrient als ganz gemeine Komödiantin darzustellen, wer die beneidenswerthe Keckheit besitzt zu der Behauptung, er thue das ohne jedes Vorurtheil, also fußend auf anerkannte kritische Grundsätze: der hat sich selbst den Stab gebrochen, der vermag kein Gott vom moralischen Tode zu retten!

Ein Abenteuer auf der Ostsee.

Zu Anfang des Jahres 1684, erzählt ein Theilnehmer an dem Abenteuer, erhielten damals erste Jäger, Hans Jorgenzeis, ich, als Jagdpage, und noch andere Waidmänner den königlichen Jagd von Jägersburg, vom Könige Christian V. den Befehl, uns nach Jütland auf die Wolfsjagd zu begeben, um dort den armen Bauern zu Hülfe zu kommen, die durch diese Thiere großen Schaden erlitten. Demzufolge traten wir gleich nach dem heiligen Dreikönigsfeste unsere Reise dahin an. Als wir zu Corsoer angekommen waren, fanden wir den Belt voller Treibeis; um jedoch die Befehle so schnell als möglich auszuführen, stachen wir am 9. Januar mit Tagesanbruch in See, und gaben uns den Gefahren preis, mit welchen uns die Eisschollen von allen Seiten bedrohten. Nach außerordentlichen Strapazen erreichten wir endlich gegen Abend die kleine Insel Sproe, wo wir eine Menge Passagiere vorfanden, die dort ebenfalls hatten anlegen müssen, und von der Gefahr des Eises, das man in Haufen von der Höhe eines Hauses

ober Berges aufgeschichtet sah, daselbst zurückgehalten wurden. Wir waren unserer der Zeit bei hundert Personen auf der Insel Sproe.

Diese, im großen Belt, zwei Lieues von Corsoer, ebenso weit von Nyborg und eine Lieue von Kundshovet, einem Vorgebirge Fünens, gelegene Insel hat nur so viel Land, als hinreichend ist, einen Bauer nebst dessen Familie und Viehstand zu ernähren. Wo sollte nun der arme Mann die Mittel hernehmen, den Unterhalt so vieler Menschen zu beschaffen? Gleich anfangs gebrach es uns an Brod und Bier, an Fleisch aber nicht, indem der Ruhe des Bauers nicht geschont wurde. Die Bemittelten unter uns bezahlten einen hohen Preis für einen Trunk Milch, Andere löschten ihren Durst mittelst eines Stück Eises, das aus einem Brunnen süßen, aber morastigen Wassers genommen und an einem gelinden Feuer geschmolzen wurde.

Nachdem wir in dieser Weise fünf Tage, vom Mittwoch bis zum Sonntage, zugebracht hatten, und in der Hoffnung, nun noch Kraft genug zu haben, um uns bis zu dem noch eine Lieue entfernten Kundshovet einen Weg durch das Eis zu bahnen, faßten wir Jäger, zwei Bürger und unsere Schiffer, im Ganzen zwölf Personen, den Entschluß, lieber den Versuch, zeitig nach Fünen zu kommen, zu machen, als durch einen längern Aufenthalt auf der Insel Sproe das Bischen Energie, welches uns noch geblieben war, einzubüßen und dort vor Hunger und Durst umzukommen. So schifften wir uns denn am Montage, den 14. Januar, mit Tagesanbruch wieder auf unserer Schaluppe ein, ohne das Geringste von Lebensmitteln mitzunehmen, und boten dann Alles auf, uns durch das Eis hindurchzuarbeiten. Die Zurückgebliebenen auf Sproe sahen unserm Unternehmen vom Ufer aus zu, um nach dessen Erfolg ihr eigenes Thun einzurichten; sie überzeugten sich aber bald, daß es besser sei, da zu bleiben, wo sie waren, als unserm Beispiel zu folgen. Kaum waren wir auf Pistolenschußweite vom Lande entfernt, als auch wir zu der Einsicht kamen, daß es unmöglich sein würde, unser Vorhaben auszuführen. Gern hätten wir uns wieder in die elende Lage gefügt, in der wir uns zu Sproe befunden hatten, aber die Gewalt der Strömung machte es unmöglich, dahin zurückzu-

kehren, und riß uns mit sich fort. Wir brachten den ganzen Tag und die ganze Nacht in einer ununterbrochenen Arbeit zu; denn da, wo wir offenes Wasser fanden, mußten wir stark rudern, und wenn wir vor Eis nicht weiter konnten, so zogen wir die Schaluppe an einem langen Tau hinter uns her.

Am Dienstag, den 15. Januar, mühten wir uns in dieser Weise noch ab, waren dann aber bald nach Mittag so ermattet, daß wir nicht mehr von der Stelle konnten. Mir war das Blut in den Schultern von dem angestregten Ziehen des Taus dermaßen geronnen, daß ich es noch lange hinterher empfunden habe. Um das Maas des Unglücks voll zu machen, saß unsere Schaluppe nun plötzlich fest im Eise. Wir stiegen aus, um sie wieder frei zu machen und so wie vorher hinter uns drein zu ziehen; aber die Schiffer, die sich schon etwas auf dem Eise entfernt hatten, riefen uns nun zu: „Unsere Kräfte sind erschöpft, rechnet nicht weiter auf uns; ein Jeder rette sich so gut er kann: wir geben Alles verloren!“ Nach dieser gräßlichen Aeußerung begann ein Jeder in der größten Bestürzung, so weit als es ihm möglich war, zu laufen. Einige fielen in's Wasser, wurden jedoch gleich wieder herausgezogen. Mir schien die Gefahr nicht so nahe zu sein, daher ich denn auch, ohne gleich den Anderen davonzulaufen, am letzten bei der Schaluppe blieb.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Mittheilungen über Paris

von

Ludwig Kellstab.

Der Kirchhof Père Lachaise.

(Fortsetzung.)

Dies dürfte in geistigem Sinne wohl der Gipfel des Kirchhofes sein, denn hier ruhen die Größten und Würdigsten, welche Frankreich erzeugt hat, nahe bei einander. Nicht ohne Ironie zeigte mir mein Führer, gleich nach Foy's Ehrentempel, das kostbare Grabmal der Gräfin Demidoff, und fügte die Worte hinzu: „Nous ne le montrons, que pour la richesse!“

Ein Beweis für das gesunde Gefühl, das wir so oft in Frankreich, auch in den minder gebildeten Ständen antreffen. Es sollte freilich nicht sein, daß zu allen Bevorrechtungen, die der Reichtum im Leben hat, ihm auch noch die nach dem Tode eingeräumt wird, sich mitten unter die Stätten des Ruhmes zu betten und sich so gewissermaßen als Contrebande auf die Nachwelt zu schwärzen.

Noch manchen merkwürdigen Namen (wenn auch nicht immer ehrwürdig) lasen wir auf den Denkmälern rings umher: Barras, Cambacères, Camille Jourdan, Lanjuinais. — Der heitere Molière ist mit einem schweren Steinsarkophag bedeckt, auf der Gruft seines Nachbarn Lafontaine dagegen hat man eine Urne und darauf den Fuchs seiner allerliebsten Fabel gesetzt. Diese beiden Gräber sind natürlich nur auf künstlichem Wege hierher verpflanzt und gehörten eher in das Pantheon. — Laplace ruht auch hier in der Nähe; sein Grabmal ist nicht nur mit den himmlischen Sternen, sondern auch mit denen irdischen Glanzes geschmückt, nämlich mit dem Verzeichniß aller Titel, Ehrenmitgliedschaften u. s. w. —

Wie man auch nachträglich unsterblich werden kann, beweist das Grab des Sängers Manuel Garcia, dem seine berühmte Tochter, die Malibran, mit dem Glanze ihres künstlerischen Ruhmes die Gruft erleuchtet. — Unweit von ihm erinnert uns eine Büste an den Maler Gros, und gleich hinter diesem erhebt sich das reichste Mausoleum des ganzen Kirchhofes, eine hohe Pyramide auf stattlichem Unterbau. Man erblickt dieses Denkmal schon aus weiter Ferne, ja von den Thürmen

von Paris erkennt man es, und es ist dasjenige, wodurch uns die Lage des Pere Lachaise am schärfsten bezeichnet wird. Doch wer ruht unter diesem Pracht-Mausoleum? — Der berühmte Chaudronnier Gémond!! So hat auch der Friedhof sein satirisches Kapitel.

Aber auch sein lyrisches, wenn wir nur eine kleine Strecke weiter wandeln. Denn hier treffen wir zuerst den Grabstein Perolds, den uns eine Lyra, von einem Cypressenzweig umwunden, bezeichnet. Sein Nachbar ist Bellini, welchem Marochetti, sein berühmter Landsmann und Kunstverwandter, die Grabstätte geschmückt hat. Der Genius der Musik trauert um den so früh geschiedenen Sänger (er ist geboren 1813 und starb 1842). Die Namen seiner berühmtesten Partituren: „Norma“, „Straniera“ u. s. w. bezeichnen den Denkstein. Er hat einen heiteren Kunstgenossen zur Seite, Boieldieu (geboren zu Rouen am 15. Decbr. 1745, gestorben auf dem Landgute zu Jarci am 8. Octbr. 1834), dem die Verehrung seiner Landsleute hier ein schönes Monument gesetzt hat, welches unter einem von Säulen gestützten Frontispiz auch die Büste des Künstlers zeigt. Es ist eine schöne Stelle des Kirchhofes, wo die Musik ihre Totentafeln aufgehängt hat! Freundliche Umbüsung beschattet die Gräber und die Vögel singen hell in den Zweigen!

(Schluß folgt.)

Fenilleton.

Badischer Landtag. Was wir in Sachsen wünschen, verwirklicht sich in Baden. Die Regierung legt der badischen Volksvertretung Entwürfe über öffentlich-mündliches Strafverfahren vor. Unmöglich! werden unsere Krebse ausrufen; aber es ist so Manches wirklich, was unmöglich ist, und wir hoffen, daß auch bei uns manches Unmögliche wirklich werden wird. Zu verwundern ist allerdings nicht, daß in den badischen ministeriellen Entwürfen Geschworne nicht aufgenommen sind, mit deren Namen man die Landesfinder, wie die kleinen Kinder mit dem Essensfeger, in den letzten Jahren geschreckt hat; indessen scheint mir, klärt sich doch die öffentliche Meinung täglich mehr und mehr auf, und die Meinung scheint die Oberhand zu gewinnen, daß dieser Popanz der Geschwornen, in der Nähe betrachtet, eine fast unentbehrliche Persönlichkeit hat. Es geht mit vielen Gespenstern so! Hoffen wir, daß die

badischen Kammern von 1843 nicht hinter denen von 1831 zurückbleiben werden, welche fast mit Einhelligkeit die Nothwendigkeit der Geschwornen anerkannten.

14.

Gugkow wird nach Beendigung mehrerer Arbeiten, mit denen er jetzt beschäftigt ist, im Anfang nächsten Jahres auf einige Monate nach Dresden kommen, wie er einem Freunde geschrieben.

16.

Der Dresdner Handschuhverkäufer, der in der „Eisenbahn“ von dem „Berliner“ so dringend empfohlen worden ist, soll seitdem glänzende Geschäfte machen.

1.

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.